

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 65 (2009)
Heft: 4

Artikel: Vom Leben der Wörter [Teil 2]
Autor: Bartels, Klaus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Leben der Wörter (Teil 2)

Von Klaus Bartels

(Ein Vortrag zu der neuen Wortgeschichtensammlung des Autors, «Die Sau im Porzellanladen» [vgl. Heft 1/09, Bücher, S. 33 ff.])

Nicht alles ist Griechisch oder Latein, was auf den ersten Blick antikisch aussieht. Es wäre ja ausgesprochen witzig, wenn wir hinter dem klopfenden, stampfenden «Rap»-Sänger einen homerischen Rhapsoden ausmachen dürften, und immer noch ganz hübsch, wenn wir diesen «Rap» an der von Cicero (Brutus 264) getadelten *rapida et celeritate caecata oratio* festmachen könnten, an diesem «rasenden, in seinem tollen Tempo unverständlichen Wortschwall». Ein Holzweg und noch ein Holzweg! Die simple Wahrheit weist auf einen dritten, und diesmal einen richtigen Holzweg: Der «Rap» ist germanischen, englischen Ursprungs, Lautmalerei für ein lautes Klopfen und Pochen auf Holz: rap, rap, rap.

Aber manches ist tatsächlich Latein und Griechisch, was gar nicht mehr antikisch aussieht. Da ist zum Beispiel die «Brezel», die ihre Herkunft von den erst griechischen, dann lateinischen *bracchia*, den «Armen», mit ihren butterbestrichenen Schultern und ihren kreuzweise übereinandergeschlagenen Armen ja noch recht anschaulich vor Augen stellt. Der Weg von den lateinischen *bracchia* zu unserer «Brezel» ist mit einem spätlateinischen *bracciatellum*, einer althochdeutschen *brezzitella* und einer mittelhochdeutschen, schon halb aufgeknabberten *brezel* bestens ausgeschildert.

Oder da ist der scheinbar so urdeutsche Dorf-«Weiher»: Darin verbirgt sich ein lateinisches *vivarium*, wörtlich eine «Lebend-Anlage». In der Antike bezeichnete das Wort die hinter dem Meerestrond künstlich angelegten Salzwasserbecken, in denen der Geniesser Lucullus die auf Vorrat gefangenen Salzwasserfische bis auf Weiteres sich tummeln liess;

im Mittelalter bezeichnete dieses *vivarium* den klösterlichen Karpfenteich oder eben Karpfen-«Weiher», mit dem die Ordensbrüder für die vorösterliche Fastenzeit vorsorgten.

Hinter dem «Grill» verbirgt sich – und hier wirklich: «verbirgt sich» – eine buchstäblich à point gebratene lateinische *craticula*, ein «Flechtwerk», ein eiserner «Grillrost». Auf seinem Weg über das Französische und Englische hat sich das lateinische Wort wie eine wirkliche Grille von der rohen Neun-Buchstaben-*craticula* zu dem fertig gebratenen Fünf-Buchstaben-«Grill» zusammengezogen; aber das Pünktchen auf dem «i» genau in der Mitte dieses à point gebratenen «Grills» ist noch ein Pünktchen blutige Antike.

Wer diesen weitverzweigten Familiengeschichten, diesen verschlungenen Wörterlebensläufen nachspürt, findet leicht hunderterlei und fände wohl auch tausenderlei quasi «persönliche» Lebensläufe mit ihrem kunterbunten Auf und Ab und Hin und Her durch die Zeiten und die Sprachen. Da gleicht kein Wörterleben dem anderen, so wenig wie ein Menschenleben dem anderen.

Wenn die Pfadfinder ihrem Stammführer mit einem kräftigen «Be-Er-A-Vau-O!» für die Waldweihnacht danken, mögen diese Rufe allenfalls noch italienisch tönen; aber was steckt alles hinter einem solchen «Bravo!»: Erst bei Homer im 8. Jahrhundert v. Chr. die «barbarophonen», lautmalend «bla-bla-bla-tönenden» kleinasiatischen Fremden, bei denen die Griechen immer nur «Bahnhof» verstanden; dann bei Herodot im 5. Jahrhundert die im abschätzigen Sinne «barbarischen» Perser mit ihrer aus griechischer Sicht unwürdig-herrischen, menschenverachtenden Königsherrschaft; dann in der frühen Neuzeit der italienische «Bravo» im Sinne des kaltblütigen Killers und der wüst dreinschlagende «brave» Landsknecht vom Schlage eines Schlaginhaufen; dann, mit dem alles umkehrenden Sprung von den Söldnertugenden zu den Bürgertugenden, der eben gerade nicht dreinschlagende biedermännisch «brave» Bürger, und dann zuletzt die begeisterten «Bravo!»-Rufe des Opernfans für den Helden tenor und seine Bravourarie – welch ein Wörterleben über die Jahrtausende hinweg!

Ich erinnere mich noch, wie ich mir als Schüler einen «Erz»-Engel mit stahlblauen, metallisch klingenden Flügeln vorstelle. In der Folge kam ich dahinter, dass der Erzbischof, griechisch *archiepískopos*, beim Wort genommen ein «Erster Aufseher», ein «Erster Bischof» und der Erzengel, griechisch *archángelos*, ein «Erster Engel» ist, ursprünglich übrigens ein Erster persischer Expressbote; das griechische Verb *árchein*, das sich im «Architekten», dem «Ersten Baumeister» und etwa in der «Archäologie» und den «Archetypen» noch prägefrisch erhalten hat, bedeutet «anfangen, der Erste sein, herrschen».

Und ich erinnere mich noch an das Aha-Erlebnis, mit dem ich in unserem gewöhnlichen Haus-«Arzt» einen «Erz»-Arzt entdeckte. Der griechische Ehrentitel *archiatrós*, «Erster Arzt», war den Leibärzten der hellenistischen Könige und der römischen Cäsaren, auch den Stadtärzten der grossen Metropolen vorbehalten, bis die Titelinflation in der Spätantike die Ärzte allesamt zu solchen *archiatroí*, lateinisch *archiatri*, aufsteigen liess. Aber dann schnurrte im lateinischen Westen, wo derlei griechische Titel keine sprechenden Titel mehr waren, der viersilbige *archiater* zu einem althochdeutschen *arzat*, einem mittelhochdeutschen *arzet* und schliesslich zu einem einsilbigen «Arzt» zusammen. Was ist dieses feder gewichtige, kaum gesprochen, schon verwehte Wörtchen «Arzt» noch gegenüber jenem schwer und bedeutungsträchtig ins Ohr fallenden alten *archiatrós* oder *archiáter* – bei so einem prächtigen Titel kommt es schon ein wenig auf die Zahl der Silben an. Seither hat ein zweiter Beförderungsschub die Titelinflation wenigstens teilweise wieder ausgeglichen und neue «Chefärzte», eigentlich ja schon «Chef-Chefärzte», hervorgebracht. Das ist, wie wenn nächstens alle Ärzte in einem weiteren Inflationsschub zu Chef ärzten avancierten, alle diese «Chefärzte» allmählich zu «Schärzten» zusam menschnurrten und ein dritter Beförderungsschub nochmals neue Chef Schärzte, eigentlich dann schon «Chef-Chef-Chefärzte», generierte.

Sie haben sich jetzt vielleicht an ähnliche Aha-Erlebnisse erinnert. Ja wirklich?, fragen wir uns da auf den ersten Blick, und Ja natürlich!, sagen wir uns auf den zweiten Blick, und damit sind wir unversehens an zwei echt aristotelische Antiquitäten geraten. Dieses «wirklich» und dieses «natürlich»: Das sind, wenn man sie mal recht betrachtet, doch recht merkwür-

dige Wörter. Was «wirkt» da eigentlich? Und was hat die «Natur» da eigentlich zu schaffen? Dieses «eigentlich» ist übrigens – ganz nebenbei – schon wieder eine dritte solche aristotelische Trouvaille auf dem Flohmarkt der Sprache ... Sehen wir uns hier nur einmal die erste näher an:

«Wirklich» und «Wirklichkeit»: Das sind Lehnübersetzungen aus dem griechischen Begriffspaar *dynamis* und *enérgeia*, lateinisch «Potenzialität» und «Aktualität», mit dem Aristoteles das alte Problem von Ei und Huhn wenigstens begrifflich hatte lösen wollen. Das Ei, erklärt Aristoteles, sei *dynámei*, «dem Entwicklungspotenzial nach», lateinisch *potentialiter*, ein Huhn, insofern als vielleicht einmal eines daraus werden könne – wenn es nicht vorher noch die Vogelgrippe bekommt; das Huhn sei *energeíai*, «dem Am-Werke-Sein nach», lateinisch *actualiter*, ein Huhn, insofern als es nunmehr so recht hühnermäßig werke und wirke – wobei dieses Werken und Wirken hier im Körnerpicken und Scharren, Eierlegen und Gackern besteht. Vom Misthaufen herab hören wir einen stolzen Hahn die schuldige Political Correctness anmahnen, und natürlich – hier wirklich «natürlich» – zu Recht: Auch er ist mit seinem Krähen ja wirklich «am Werk» und damit «wirklich» ein Hahn.

Von all dem ist in jenem beiläufigen «Ja wirklich?» ja wirklich nichts mehr herauszuhören, und wenn kürzlich ein Grüner erklärt hat, das Thema der erneuerbaren Energien sei jetzt nach dem jüngsten Klimabericht der Vereinten Nationen wirklich wieder hochaktuell, dann kommt der alte Aristoteles mit seiner zukunftsträchtigen *enérgeia* in diesem kleinen Satz gleich dreimal zu Wort und zu Ehren: auf Griechisch mit der «Energie», auf Lateinisch mit dem «aktuell» und auf Deutsch mit dem «wirklich». Aber natürlich merkt da keiner auf; was Aristoteles und seine *dynamis* und *enérgeia* angeht, sind die dynamischsten und energischsten Energiepolitiker parteiübergreifend allesamt ziemlich grün.

Menschenkarrieren, Wörterkarrieren: Da gibt es neben derlei unwahrscheinlichen Abstürzen gerade so unwahrscheinliche Aufstiege, wie zum Beispiel den des griechischen Allerweltwörtchens *autós*, entsprechend unserem deutschen «selbst», das im letzten Jahrhundert über das «Automobil» und den «Automaten» zu einem sprachlichen Leitfossil des

technischen Zeitalters geworden ist. Wer im Deutschen sagt «mein Auto», sagt griechisch buchstäblich «mein Selbst» – und meint doch nicht sein eigenstes, innerstes Selbst, an dem sein Selbstverständnis und sein Selbstbewusstsein hängt, sondern nur sein «Automobil», vollständig verdolmetscht: sein ohne Pferde von Fleisch und Blut kraft eigener Pferdestärken selbstanfahrendes «Selbstbewegliches».

Das «Auto-mobil», vorne Griechisch, hinten Latein, ist ein zweisprachiges Zwitterwesen, eine mythische Chimäre: «Vorne Löwe, hinten Drache...» Kein Wunder, dass dieses «Auto-mobil» seinen lateinischen Echsen Schwanz, das «-mobil», bald einmal abgeworfen hat; die Zoologen nennen eine solche Selbstverkürzung eine «Autotomie». Im nah verwandten Fall des «Omnibus», dieses Automobils «für alle», eines simplen Dativs Plural, hat umgekehrt der Schwanz den Rumpf, das «Omni-», abgeworfen und ist seither als «Bus» allein durch die Welt kutschiert. Aber nach dieser doppelten Autotomie ist es dann doch zu einem Happy End gekommen, als der griechische «Auto»-Rumpf und der lateinische «Bus»-Schwanz sich zu guter Letzt glücklich wieder zu einem neuen griechisch-lateinischen Zwitterwesen, zum «Auto-bus», vereinigten: Das ist eine echt automobile Beziehungskiste. Thomas Mann präsentiert uns im «Tod in Venedig» einmal augenzwinkernd einen ganz und gar unverkürzten «automobilen Omnibus».

Im Duden-«Fremdwörterbuch» füllt das Nest der «Auto»-Wörter von der «Autarkie» bis zum «Autozoom» – mit dem Kuckucksjungen des «Autors» und seiner «Autorität» mittendrin – acht, neun dicht besetzte Spalten: hundertmal Auto-Bezigliches oder sonstwie Selbstbezügliches. Klar, dass der «Autodidakt» kein Fahrlehrer, das «Autogramm» keine Bremsspur ist – aber wohin gehört da eigentlich gleich zu Anfang die «Autoaggressionskrankheit»?

Andere Wörter springen fröhlich sozusagen als Quereinsteiger von einem Lebenskreis zum anderen, von einer Bildlichkeit zur anderen: So ist das griechische *kéntron*, eigentlich der «Sporn» der Hähne und der Reiter und der «Stachel» der Bienen und Wespen, über die Spitze des Zirkels in die Mathematik übergegangen, hat im 4. Jahrhundert v. Chr. in der Platonischen Akademie dem Mittelpunkt, sozusagen dem «Stachel-

punkt» des Kreises, griechisch dem *kéntron*, lateinisch dem *centrum* und dann dem «Zentrum» des Kreises den Namen gegeben und in der Folge weltweit allen möglichen gar nicht mehr stachlichen, gar nicht mehr spitzen Zentren, Centers und Zentralen Pate gestanden; so hat sich ein anderer Mittel- und Drehpunkt, der lateinische *cardo*, die bronzene oder eiserne «Türangel», aus der Schlosser- und Schreinerwerkstatt in die höchsten Sphären, zu den Himmelsspolen aufgeschwungen und ist von da oben schliesslich mit dem roten Kardinalshut ins heilige Konsistorium und weiter mit einer feschen roten Federhaube ins Kollegium der Finkenvögel eingezogen. Und irgendwann, irgendwo hat tatsächlich einmal ein hochehrwürdiges Ornithologen-Konklave einen dieser gefiederten Kardinäle witzigerweise zum «Papstfinken» gewählt.

So ist die ägyptische Königin Berenike II. über die ihr zu Ehren benannte libysche Hafenstadt Berenike alias heute Bengási und einen wieder nach diesem Herkunftsor benannten Lack, lateinisch *veronice*, italienisch *vernice*, französisch *vernis*, englisch *varnish*, im Deutschen «Firnis», unfehlbar Ehrengast bei allen Vernissagen geworden. Bei den Gemäldevernissen gen des 19. Jahrhunderts legte der Künstler ja tatsächlich noch letzte Hand und schliesslich letzten Lack an seine Bilder; mittlerweile hat sich der wortgeschichtliche Lackgeruch aus dieser französischen «Vernissage» vollends verflüchtigt.

Vernissage: Da ist das Stichwort, der Startschuss für die «Sau». Um drei Ecken ist die Sau in den Porzellanladen gestürmt. Die erste Ecke: Nicht im Schulvokabular *ad usum Delphini*, aber vielfach bei Aristophanes findet sich das griechische Wort *choíros*, vom «Schwein», auf die weibliche Scham übertragen, doch offenbar um der strotzenden Fruchtbarkeit willen, die das Schwein ja auch für uns zum Glücksschwein und zum Sparschwein gemacht hat. Ein griechisches Lexikon sagt, dieser Sprachgebrauch sei in Korinth aufgekommen, und der Römer Varro bezeugt eine gleiche Übertragung für das gleichbedeutende lateinische Wort *porcus*.

Hinter der nächsten Ecke ist von dem fruchtbaren Borstentier kaum noch der Ringelschwanz zu sehen. Dafür kommt hier eine exotische Meeresschnecke in den Blick, mit dem griechischen Namen *kónche choiríne*,

«Schweinsschnecke», im Lateinischen (*concha*) *porcellana*, die im Indischen Ozean heimische Kaurischnecke. Dazu schreibt Otto Keller in seinem Handbuch über die «Antike Tierwelt» im Jahr 1913: «Auch für eine weniger sinnliche Phantasie, als es die der hellenischen Völker war, ist die Ähnlichkeit dieser Schnecke mit einem menschlichen Körperteile zu aufdringlich, als dass sie nicht bemerkt worden wäre, und so ist diese so genannte «Porzellanschnecke» in ganz natürlicher Weise zum Sinnbild des Spezifisch-Weiblichen geworden.»

In der dritten Übertragung ist auch dieses «Sinnbild des Spezifisch-Weiblichen» aus dem Sinn: Da geht es nicht mehr um die peinliche Form dieser (*concha*) *porcellana*, sondern um ihren weisslichen Glanz. Als Marco Polo vor gut siebenhundert Jahren die «chinesische Ware», wie es im Englischen ja noch heisst, nach Venedig brachte, brauchte es nicht mehr viel «sinnliche Phantasie», den inzwischen auch italienischen Namen jener (*concha*) *porcellana* auf die kostbare Keramik zu übertragen. Von einem korinthischen Schweinekoben in die Meissener Porzellanmanufaktur und an die Dresdner Fürstentafel: wirklich, eine Wortgeschichte, die sich gewaschen hat!

Lassen Sie sich anstecken von diesem philologischen, wortgeschichtlichen Spleen! Hinter diesem englischen «Spleen» steckt ja auch schon wieder Griechisches: ein pathologischer *splen*, in diesem Fall: eine von fortgeschrittener Philologitis befallene «Milz». In diesen Wortgeschichten zeigt sich die Sprache in ihrem ureigenen urmenschlichen Leben. Wie auf dem Ausgrabungsfeld die alten Steine und Scherben, so beginnen auf dem geschichtsträchtigen Boden der Sprache die alten und neuen Wörter zu sprechen und mit ihrer eigenen Geschichte überhaupt Geschichte zu erzählen.

Wenn wir die «Schule» alias *schola*, *scuola*, *école*, *school* derart wieder blankputzen, so lässt sie uns von einer Zeit träumen, da die griechische *scholé* noch eine lebenserfüllende, von aller Sorge um das Lebensnotwendige entlastete «Musse» bezeichnete. (Das bleibt an ebendiesem Musseort selbst fast so schamhaft verborgen wie die andere Blösse, dass «Gymnasium» eigentlich «Nacktplatz» heisst; auch Wörter haben ihre

Feigenblätter.) Wenn wir die «Rakete» nach ihrer Wortgeschichte fragen, so erinnert sie uns an die ferne Zeit, in der ein häuslicher Spinn-«Rocken» den Menschen noch vertrauter war als eine Interkontinentalrakete, eine «Apollo»-Mondrakete oder die jüngste «Ariane-V».

Mit dieser «Ariane-V» wird aus unserer «Philologie» mit ihrem griechischen «Ph» zum Schluss noch einmal eine «Filologie» mit einem lateinischen «F», eine «Fadenkunde», und jetzt kann ich Ihnen nach all dem Alten vielleicht noch etwas Neues sagen. Ariadne – das war doch die mit dem Faden, der seither zum alles und jedes vernetzenden «Leitfaden» geworden ist: Die Tochter des kretischen Königs Minos, die sich in den athenischen Prinzen Theseus verliebte und diesem, als er in das berüchtigte Labyrinth einstieg, um mit dem halb mensch-, halb stiergestaltigen Menschenfresser Minotauros zu kämpfen, ein dickes Wollknäuel mitgab, das der athenische Prinz beim Hineingehen in das Labyrinth sorgfältig abwickeln und schliesslich, nach bestandenem Kampf, zum Wieder-Herausfinden aus dem Labyrinth geradeso sorgfältig wieder aufwickeln sollte – das ist jetzt auch ein recht labyrinthischer Satz geworden. Oder für Opernfans: Das ist die gleiche Ariadne, die Theseus dann auf Naxos so schnöde sitzenliess, bis erst Dionysos und dann Strauss sich ihrer annahmen.

Mittlerweile gibt es hunderterlei nun nicht mehr gesponnene, sondern getextete «Leitfäden» durch hunderterlei Labyrinthe. Aber welcher Leitfaden leitet uns jetzt von der alten Ariadne auf Naxos zu der neuen «Ariane V» auf Kourou? Ich war einmal im Schweizer Fernsehen in der gleichen Karussell-Sendung wie einer der leitenden Raketentechniker auf Kourou, und der verbürgte mir völlig ernst die folgende Erklärung: Zuerst sei mit dem europäischen Raumfahrtprogramm alles Mögliche schiefgegangen; doch dann habe ein neuer Projektleiter nochmals ganz von vorne angefangen und die Sache vom Kopf auf die Füsse gestellt. Mit Blick auf diesen Neubeginn habe die Europäische Raumfahrtagentur die Rakete nach der mythischen Ariadne benannt: «Die hat damals», sagte er, «aber das wissen Sie ja viel besser als ich – die hat damals ihren hoffnungslos verknoteten Faden doch auch einfach mitten durchgehauen!»